

Wunder

Von AUGUST BRUNNER S. J.

Max Planck sagte in einem vor einiger Zeit veröffentlichten Artikel, das Wunder sei ein Hindernis, das dem modernen Menschen den Weg zum Christentum versperre¹. Man müsse es entschlossen und ehrlich aufgeben, wenn man die Werte des Christentums für den heutigen Menschen und damit für die abendländische Kultur selbst retten wolle. Der hochverdiente Forscher, dessen Anliegen es gerade war, zu zeigen, daß die Naturwissenschaft im übrigen dem Christentum keineswegs ablehnend gegenüberstehe, ja daß die neueste Forschung zum Gottesglauben hinführe, hat sicher der Meinung vieler suchender Menschen Ausdruck gegeben. Der heutige Mensch hat nicht mehr die Weltanschauung des Mittelalters. Dieses dachte sich die stofflichen Kräfte nach dem Vorbild der lebendigen Kräfte, die der Mensch ja allein erfährt und versteht. Lebendige Kräfte zeigen aber nicht die Regelmäßigkeit und Exaktheit des stofflichen Wirkens. Sie handeln je nach den Umständen, aber auch je nach Stimmung und Befinden stärker oder schwächer. Sie hängen ab von Ermüdung und Krankheit des Organismus. Sie können zuweilen da, wo man sie nach dem bisher Geschehenen erwartete, plötzlich ausfallen. Denn sie wirken nicht einfach mechanisch, sobald sie da sind. Vielmehr hat der Organismus das Vermögen, sie zurückzuhalten, um im geeigneten Augenblick eine zusammengeballte Wirkung zu erzielen. Er verausgabt seine Kraft nicht nur nach ihrem jeweiligen Vorhandensein, sondern auch nach der Wirkung, die es zu erreichen gilt.

So dachten nun Altertum und Mittelalter wie alle Kulturen, die von unserer Naturwissenschaft noch nicht beeinflußt waren, auch vom Stoff. Gewiß kannte man die Tatsache, daß jeder Stoff bestimmte Kräfte und Eigenschaften besitzt, und benützte dieses Wissen im praktischen Leben. Es war auch nicht unbekannt, daß ihre Wirkungsweise sich gewöhnlich innerhalb bestimmter Grenzen hält. Man unterschied Eisen von Blei genau so gut, wie es der heutige Mensch tut. Die tägliche Anwendung der bekannten Rohstoffe durch das Handwerk setzt eine solche Kenntnis ja auch unbedingt voraus, wie auch die Überzeugung, daß die Natur nicht ein chaotischer Wechsel ist, in dem ohne jeden Grund alles aus allem werden kann. Man lehrte, daß jedes Element seine bestimmte Natur besitzt, aus der eine gewisse Regelmäßigkeit seiner Wirkung hervorgeht; wie man sagte, in den meisten Fällen (ut in pluribus), gewöhnlich, wirkt ein bestimmter Stoff in der gleichen Weise.

¹ Vgl. im Oktoberheft dieses Jahrgangs S. 63 f.

Aber diese Gleichheit der Wirkung erachtete man nicht für ausnahmslos. Man glaubte, daß die Dinge ohne ersichtlichen Grund einmal auch anders wirken könnten, so wie auch der Mensch und das Tier ihre Gewohnheiten haben, was sie aber nicht hindert, ausnahmsweise auch anders sich zu benehmen, wenn ihnen das so gefällt. Diese Ansicht erscheint uns heute kindlich, und wir meinen, sie zeuge von einer geringeren Erkenntniskraft jener Zeiten. Das ist nicht richtig. Wer ohne naturwissenschaftliche Bildung an die Natur herantritt, der wird in ihr keine Regelmäßigkeit finden. Vielmehr scheint sie in den gleichen Verhältnissen bald so, bald anders zu handeln. Denken wir an das Wetter, das noch heute für uns ein Bild der Laune, d. h. eines objektiv unbegründeten, anscheinend rein willkürlichen Stimmungsumschlages ist. Ob schon wir wissen, daß auch das Wetter in jedem Fall das Ergebnis der Gesamtheit der meteorologischen Ursachen ist, und gar nicht anders sein kann, als es eintritt, so meinen wir doch, wenn wir dem alltäglichen Denken stattgeben, daß morgen verschiedenes Wetter möglich ist und daß es vom Zufall abhängt, ob es nun schönes oder schlechtes Wetter gibt. Der Grund, warum wir auch heute noch so denken, ist genau der gleiche, der den Menschen früherer Zeiten die Meinung aufdrängte, die stofflichen Kräfte wirkten wohl meist, aber nicht ausnahmslos in der gleichen Weise. Die Ursachen, die das Wetter bestimmen, sind so vielfach und so verschlungen, daß wir sie im einzelnen gar nicht ohne weiteres zu unterscheiden und den Beitrag einer jeden zu der Gesamtwirkung, die mit dem Hinzutreten einer neuen Teilursache anders wird, zu kennen imstande sind.

Was uns als eine Einheit erscheint, die ohne jeden ersichtlichen Grund bald so, bald anders wirkt, das ist in Wirklichkeit ein ganzes Bündel von Ursachen; und dieses Bündel ist nicht immer genau das gleiche und wirkt darum auch in verschiedener Weise. So ist es nun immer in der Natur; immer ist eine große Anzahl von Ursachen in jedem Naturgeschehen am Werk. Für den Menschen aber, der die Natur nur aus der alltäglichen Erfahrung kennt, erscheint diese Vielfalt wie eine einzige Größe, die sich nur nicht in jedem Fall auf die gleiche Weise benimmt. Legen ihm doch die lebendigen Kräfte, die er aus eigener Erfahrung und aus dem Benehmen der Mitmenschen wie der Haus- und Jagdtiere kennt, eine solche Auffassung so nahe, daß er ihr kaum entgehen kann. Erst als man im 16. Jahrhundert daranging, diese Vielfalt aufzulösen, stellte man fest, daß im Stoff jede Ursache immer und überall auf die gleiche Weise wirkt, daß es keine Ausnahmen und keinen Ausfall in diesem Wirken gibt. Nicht die Wirkungsweise jeder einzelnen Ursache ist veränderlich, so erkannte man, sondern die jeweilige Zusammensetzung des Gesamts der Einzelursachen. Durch das Experiment lernte man allmählich diese Ursachenbündel auflösen und jede einzelne Ursache in ihrer notwendigen Wirkungsweise erkennen.

Diese Wirkungsweise drücken die uns wohlbekannten Naturgesetze aus. Sie gelten so ausnahmslos, daß der Forscher innerhalb gewisser Genauigkeitsgrenzen immer voraussagen kann, was aus einer bestimmten Anzahl von stoff-

lichen Ursachen erfolgen wird. Daß diese Voraussicht und Vorausberechnung für die materielle Seite unserer Kultur von der größten Bedeutung ist, braucht nicht gesagt zu werden. Unsere gesamte technische Kultur, unsere Verkehrs- und Nachrichtenmittel, unsere Industrie beruhen darauf. Wie das ganze antike und mittelalterliche Denken Ausnahmen im Naturgeschehen selbstverständlich voraussetzte und sie durch den Augenschein Tag um Tag bestätigt fand, so leben wir heute von der entgegengesetzten Voraussetzung, daß die stofflichen Ursachen immer auf die gleiche Weise wirken und daß Ausnahmen unmöglich sind. Wir wissen zugleich, daß die heutige Auffassung die richtige ist, während die frühere auf einer Täuschung, auf einer falschen Auslegung einer richtig beobachteten Tatsache beruhte. Wir wissen, daß eben Stoff sich vom Lebendigen auch in seiner Wirkungsart unterscheiden muß, daß verschiedene Seinsweisen auch verschiedene Weisen zu wirken im Gefolge haben. Verhielte sich der Stoff in seinem Wirken auf die gleiche Weise wie die Lebewesen, dann bestände gar kein Grund, einen Unterschied zwischen ihnen zu machen. Denn Seinsweisen unterscheiden wir nur durch die verschiedenen Weisen zu wirken. Daß der Stoff mechanisch, d. h. notwendig unabhängig von psychischen und organischen Bedingungen, darum immer in der gleichen Weise wirkt und seine Wirkung auch immer erreicht, und zwar ausnahmslos, das kennzeichnet ihn als Stoff, als nicht lebend. Ohne diese Voraussetzung läßt sich nicht nur die ganze Naturwissenschaft, sondern auch unsere ganze Zivilisation nicht denken. Wir rechnen überall mit der präzisen und unfehlbaren Wirkung der einzelnen Stoffe, die wir im voraus in Rechnung gesetzt haben, ohne auch nur den Gedanken aufkommen zu lassen, es könne einmal ohne Grund eine Ausnahme eintreffen. Wenn dies scheinbar einmal doch der Fall ist, wenn die Dinge nicht kommen, wie berechnet worden war, dann bietet sich uns nicht wie dem Mittelalter die Idee eines unbegründeten Ausfalls zur Erklärung an, sondern wir fahnden nach einem Fehler in der Berechnung oder wir suchen nach der Dazwischenkunft einer Ursache, deren Gegenwart uns entgangen war. Gerade dieses Denken hat zu immer neuen Entdeckungen geführt, liegt also dem naturwissenschaftlichen Denken zugrunde; die Möglichkeit von grundlosen Ausnahmen hingegen ließe selbst die Idee einer Forschung und eines Experiments nicht aufkommen, wie die Geschichte zeigt. Höchstens würde eine solche Naturauffassung zu den ergebnislosen Praktiken der Alchimisten führen, die zum Mißerfolg verurteilt waren, weil sie von einer falschen Grundlage ausgingen.

Aus alledem ist ohne weiteres klar, daß das Wunder in der mittelalterlichen Naturauffassung keinerlei Hindernis begegnete. Zwar sah man in ihm nicht einen Zufall, ein inneres, zeitweiliges Nachlassen oder Schwachwerden wie bei den gewöhnlichen Ausnahmen, sondern das Ergebnis des Eingreifens einer höheren Macht. Man verstand darunter nicht ein Ausfallen, ein Weniger wie in diesen Zufällen, sondern ein Mehr; es geschieht etwas, was die Naturkräfte aus eigenem Vermögen nicht leisten können. Aber es hat mit den gewöhnlichen Ausnahmen dies gemein, daß etwas anderes geschieht, als zu

erwarten war. Dieser Ausnahmecharakter des Wunders ist nun gerade der Stein des Anstoßes für das heutige Denken; für das Mittelalter war es etwas Gewohntes, Alltägliches. Das Wunder war sozusagen nur eine besondere, seltenere und höhere Klasse von Ausnahme. Aber Ausnahmen im Naturgeschehen sah man jeden Tag. Es konnte auch geschehen, daß man im seltenen Zusammentreffen von Ursachen und in ihren darum außergewöhnlichen Ergebnissen ein Wunder, ein Eingreifen höherer Mächte erblickte, wo tatsächlich nur natürliche Kräfte am Werk waren.

Man kann sich sogar fragen, ob für das damalige Denken das Wunder genau so klare Umrisse zeigte wie für das heutige. Dieses Denken hatte ja die Idee eines notwendigen, lückenlosen Naturgeschehens überhaupt noch nicht erfaßt. Wo aber die Ordnung loser aufgefaßt wird, da hat auch die Ausnahme einen anderen Charakter. Für die Theologen war allerdings der Unterschied klar². Sie wußten um eine obere Grenze, die die geschaffenen Dinge in ihrem Wirken nicht überschreiten können, wenn sie sie auch nicht in allen Einzelheiten kannten; die natürlichen Ausnahmen hingegen, die sie für möglich hielten, waren nach ihrer Auffassung ein Abfallen, durch das die Dinge in der Natur unter der Norm blieben. Etwas ganz anderes bedeutet eine Ausnahme jedoch da, wo eine strenge und ausnahmslose Gleichmäßigkeit und Notwendigkeit des Wirkens der Stoffdinge als zu ihrem Wesen, zu ihrer Seinsweise gehörig betrachtet wird. Eine solche Ausnahme griffe hier offenbar in das Sein des Stoffes selber ein. Ihre Möglichkeit scheint unsere ganze Naturauffassung zu bedrohen, der Induktion und den Naturwissenschaften ihre Grundlagen zu entziehen und mit unserer ganzen Technik und Kultur in Widerstreit zu stehen. Sind Wunder möglich, so kann es, meint man, keine Naturgesetze mehr geben. Daß es aber solche gibt, das beweist die ganze Naturwissenschaft. Also bleibt dem modernen Menschen nur eines: Ob er nun gläubig bleiben will oder ob der Wunderglaube für ihn ein Anlaß wird, alle Religion über Bord zu werfen, er muß den Glauben selbst an die Möglichkeit von Wundern aufgeben. Es bleibt, so sagt man, nur die Wahl zwischen Naturwissenschaft und Wunderglaube. Und wenn dem so ist, so kann die Wahl nicht zweifelhaft sein.

Oder vielleicht doch? Denken wir an die große Anzahl von Wundern, die die christliche Überlieferung uns berichtet, angefangen von den Wundern des Evangeliums bis auf die vielen außerordentlichen Geschehnisse, die uns in den Leben der Heiligen bis auf die heutige Zeit überliefert sind. Streichen wir außer den bloß vermeintlichen und legendären Wundern auch alle Begebenheiten weg, die keine Wunder im strengen Sinn, sondern Gebetserhörungen sind, d. h. natürlich zu erklärende Geschehnisse, die durch das Zusammentreffen von mehreren Ursachen zustandekamen, wo aber das Eintreffen der Ursachen gerade in der gewünschten Weise und im entscheidenden Augenblick auffällig und für das gläubige Herz vielbedeutend ist. Diese Gebets-

² Vgl. z. B. Thomas von Aquin, S. Th. I, q. 105, a. 6; q. 110, a. 4.

erhörungen sind solche nur für den Glauben. Der Ungläubige wird bemerken, daß das Ereignis aus den natürlichen Ursachen genügend erklärt ist, und daß auch das Zusammentreffen der Ursachen für eine tiefere und umfassendere Kenntnis der Natur nichts Außergewöhnliches an sich hätte. Eine solche Auslegung läßt sich nicht widerlegen; sie schließt aber echte Gebetserhörungen nur für den aus, der vom Verhältnis der göttlichen Ursächlichkeit zu den endlichen Ursachen eine falsche Vorstellung besitzt.

Man hat, vor allem von protestantischer Seite, den Versuch gemacht, alle Wunder auf solche Gebetserhörungen zurückzuführen. Das Wunder wäre danach nichts als ein zwar ungewöhnliches, aber doch natürlich zu erklärendes Vorkommnis, an dem aber dem Glauben die Gegenwart und die Herrschaft Gottes aufleuchtet, so daß es für ihn unter dem Einfluß der Gnade zum Zeichen der hilfreichen und tätigen Sorge Gottes für die Seinen wird. Aber lassen sich alle berichteten Ereignisse so erklären? Kann man die Wunder der Evangelien darauf zurückführen? Waren die Brotvermehrungen, die Totenerweckungen nichts als das? War die Auferstehung Christi nur für den Glauben eine Tatsache und kein wirkliches Ereignis, das wahr ist, ob jemand daran glaubt oder nicht? Paulus sagt (1 Kor 15, 14—19): „Ist Christus nicht auferstanden, so ist ja unsere Predigt nichtig. Dann stehen wir als falsche Gotteszeugen da, weil wir Gott entgegen bezeugt haben, er habe Christus auferweckt, während er ihn doch nicht auferweckt hat... Ist aber Christus nicht auferstanden, so ist euer Glaube nichtig, ihr seid noch in euren Sünden, und auch die in Christus Entschlafenen sind verloren. Wenn wir in diesem Leben bloß die Hoffnung auf Christus haben, so sind wir die beklagenswertesten unter allen Menschen.“

Schließlich käme eine solche Wegerklärung der Wunder darauf hinaus, daß der Glaube eine bloß auf den Menschen gegründete Weltauslegung ist, die eben mit andern Kategorien arbeitet als die Wissenschaft. Wie aber nach Kant die Kategorien im allgemeinen nur im erkennenden Subjekt angelegt sein sollen und von der Wirklichkeit an sich nichts aussagen, so auch diese Kategorie; der Gläubige sieht und versteht die Welt eben anders als der Ungläubige, so wie der Künstler einen Wald mit andern Augen anblickt und ein anderes Bild von ihm mitnimmt als der Holzhändler. Darüber zu streiten, wer recht habe, wäre müßig; denn beide haben recht und keiner. Beide, weil eine Weise zu sehen genau so gut ist wie die andere; keiner, weil keine subjektive Weise zu sehen den Anspruch erheben kann, die Wirklichkeit so zu fassen, wie sie ist.

Es ist hier nicht der Ort, die Erklärung, die Kant vom Erkennen gegeben hat, als den Tatsachen unangemessen nachzuweisen. Die Evangelien haben die Wunder Jesu, die sie berichten, jedenfalls anders verstanden. Und es ist schon besser, zu sagen, sie seien Kinder ihrer Zeit und darum wundergläubig gewesen, wir aber vermöchten ihnen heute in diesem Punkte nicht mehr zu folgen, als daß man so tut, als nehme man die Wunder an, indem man sie gleichzeitig ihres eigentlichen Charakters entkleidet.

Streicht man aber die Wunder aus den Evangelien, was bleibt dann noch übrig, und welchen Glauben verdient der Rest? Christus wird dann zu einem religiösen Genie, dessen Leben und Lehre von der Legende so überdeckt sind, daß man vergebens durch dieses Gestrüpp zur Wirklichkeit vorzudringen versucht. Es bleibt nur, daß jeder aus dem Überlieferten das annehme, was ihn anspricht, wie dies auch den andern Großen der Menschheit gegenüber mit Recht geschieht.

Nun ist es gewiß sicher, daß die von der außerevangelischen Überlieferung berichteten Wunder zu einem Teil nur Legenden sind. Die Kirche verpflichtet auch niemand unter Sünde, an einzelne Wunder, und wären sie noch so gut bezeugt, zu glauben; nur die in der Hl. Schrift berichteten Wunder machen davon eine Ausnahme. Aber an der Möglichkeit echter und eigentlicher Wunder hält sie unerschütterlich fest als an einem Glaubenssatz, mit dem das christliche Gottesbild steht und fällt. Sie stellt sich damit in Gegensatz zu der fast selbstverständlich gewordenen Überzeugung vieler moderner Menschen, daß die Naturgesetze Wunder einfach ausschließen; und gegen Naturgesetze gibt es keinen Widerspruch. Aber durch diese Behauptung werden die Tatsachen nicht aus der Welt geschafft, von denen doch viele im vollen Licht der Geschichte geschehen und ebenso gut bezeugt sind wie andere Tatsachen. Wenn davon auch nur eine auf tausend wahr ist, so genügt das schon, um die verbreitete Überzeugung als irrig zu erweisen. Es ist immer mißlich, Tatsachen auf Grund von Systemen und vorgefaßten Meinungen zu leugnen, und es hat dies der Forschung nie genügt. Besser ist es, eine unlösbare Schwierigkeit einzugestehen; denn ein solches Eingeständnis treibt zu weiterem Forschen an und führt dann in vielen Fällen zu einer Lösung, ohne daß man gut bezeugte Tatsachen in Abrede zu stellen gezwungen wäre. So ist denn auch hier zu fragen, ob die Behauptung, die Naturgesetze schlossen jedes Wunder aus, eine so sichere und unbestreitbare Wahrheit sei. Oder überschreitet der Forscher mit einer solchen Behauptung nicht die Ergebnisse und die Grenzen der Naturwissenschaft? Das soll in folgendem untersucht werden.

Was sind Naturgesetze? Sie sind nichts als Formeln für die ständige Wirkungsweise des Stoffes, wenn er seinen eigenen Kräften überlassen ist. Sie sind nicht die Ursache des stofflichen Geschehens; sind sie doch nur abstrakte, in mathematisches Gewand gekleidete Formeln, die keine Wirkkraft haben. Die Wirkkraft liegt im Sein des Stoffes selbst. Allerdings behaupten diese Formeln, daß diese Wirkungsweise sich entweder gar nicht oder in einem genau vorauszuberechnenden Rhythmus ändert. Auf dieser Voraussetzung beruhen sowohl die Naturwissenschaften wie die Technik. Wären im stofflichen Geschehen wirkliche Ausnahmen möglich, wie das Mittelalter sie angenommen hat, so stürzten beide in sich zusammen.

Nun hat man geglaubt, in den letzten Ergebnissen der Atomphysik tue sich ein Ausweg auf. Die absolute Exaktheit der Naturgesetze ist durch die Feststellung erschüttert worden, daß man nie zugleich Ort, Zeit und Wirkung

eines Elektrons oder eines andern letzten Teils des Stoffes genau feststellen kann. Es bleibt immer eine gewisse Ungenauigkeit. Man hat daraus schließen wollen, daß auch im Stofflichen eine gewisse Indetermination herrsche, ja, daß es sich um nichtkausales Geschehen handle, und daß hier dem Wunder der Zutritt offenstehe. Wir glauben nicht, daß dieser Ausweg zur Lösung führt. Einmal würde durch diese Indetermination das Wunder entweder zu einem zwar ausnahmsweisen, aber doch natürlichen Geschehen, das innerhalb der eigenen Möglichkeiten des Stoffes läge; m. a. W. es wäre gar kein Wunder mehr. Oder aber das echte Wunder übersteigt diese Möglichkeiten, und dann bleibt die alte Schwierigkeit bestehen. Die verschiedenen Menschen sind imstande, ungleich schwere Lasten zu tragen, und die obere Grenze dieses Vermögens ist unscharf. Trotzdem wissen wir genau, daß eine Last von zehn Tonnen jede natürliche Tragkraft des Menschen übersteigt.

Ferner ist zu fragen, ob die Unschärfe dem objektiven Geschehen anhaftet, oder ob sie nicht die Folge der Bedingungen ist, die der naturwissenschaftlichen Beobachtung auferlegt sind. Da die Kräfte, die zur Beobachtung auf das atomare Geschehen gerichtet werden müssen, von der gleichen Größenordnung sind wie dieses selber, so bedeutet jedes Experiment eine merkbare Störung dieses Geschehens, und jede Messung schaltet eine neue Ursache ein. Allerdings wäre es möglich, daß auch ein objektiver Grund vorliegt, dessen Auswirkung jedoch von der nur auf Ungenauigkeit der Messung beruhenden Unschärfe schwer zu unterscheiden sein wird. Es könnte nämlich sein, daß bei der Feinheit der Messung, zu der die heutige Physik gelangt ist, die Individualität der letzten Stoffteile anfängt, sich geltend zu machen. Diese Individualität ist so schwach, daß sie bis jetzt überhaupt nicht in Sicht kam; darauf beruht ja die Induktion und ihre Anwendbarkeit. Aber sie ist nicht abwesend, weil alles, was existiert, einzelhaft existiert. Wenn also die letzten Einheiten der gleichen Art sich so weit ähnlich sehen, daß sie sich bis jetzt nicht voneinander unterscheiden ließen und deswegen einander für unsere Zwecke vollkommen vertreten konnten — eine Tatsache, worauf die Allgemeinheit und Exaktheit der Naturgesetze beruhen, die demnach nur annähernd der Wirklichkeit entsprechen —, so ist diese Möglichkeit der Vertretung doch nicht absolut. An sich gibt es keine absolut gleichen letzten Stoffteilchen: jedes hat sein besonderes Sein und damit eine individuelle Wirkungsweise. Zudem darf man sich diese letzten Teilchen nicht einfach als winzige Körperchen denken. Die sinnliche Erscheinungsform der Körper beruht ja nicht bloß auf dem Sein des Stoffes an sich, sondern auch in einem uns notwendig unbekannt bleibenden Maße auf unserer sinnlichen Organisation. Daraus ist die Tatsache zu erklären, daß kein diesem Bereiche entnommenes Modell, z. B. Welle oder Korpuskel, das atomare Geschehen restlos darstellen kann. Es ist nun möglich, daß diese von der makroskopischen Erscheinung verschiedene Seinsweise des Stoffes und die individuellen Unterschiede seiner letzten Teilchen anfangen, sich geltend zu machen. Der Naturwissenschaftler, der bisher gewohnt war anzunehmen, daß gleiche Mengen

in absolut gleicher Weise wirken, wird in diesen Unterschieden leicht nicht-kausales Geschehen erblicken. Aber diese Auslegung ist philosophisch unmöglich. Das richtige Kausalgesetz besagt ja nicht, daß Seiende der gleichen Art auch in absolut gleicher Weise wirken. Im Gegenteil: wie jedes Seiende eigenes und einmaliges Sein hat, so wirkt es auch auf eigene Weise. Nur ist im Stoff der Unterschied zwischen den letzten Einheiten so verschwindend klein, daß er bisher unterhalb der Beobachtungsgrenze lag³.

Jedoch hat diese Einzelhaftigkeit des Wirkens nichts mit Indeterminismus zu tun. Indeterminismus würde besagen, daß unter dem gleichen Gesamt der Ursachen, die auf es einwirken, das Atom A sich einmal so, einmal anders verhalten könne, so wie ein freier Mensch sich aus seiner Freiheit heraus in der gleichen äußeren Lage bald auf diese, bald auf andere Weise benimmt. Die Einzelhaftigkeit hingegen bedeutet, daß in einer bestimmten Lage das Atom A nicht absolut gleich einem andern Atom der gleichen Art wirken wird, weil es keinem andern Atom absolut gleich ist, sondern von ihm, wenn auch noch so verschwindend wenig, verschieden ist. Aber sowohl A wie B hätten ihren Weg und ihre Wirkungsweise von dem Gesamt der Lage, wozu natürlich auch ihr eigenes Sein gehört, absolut vorgeschrieben, und sie wären darum von einer erschöpfenden Erkenntnis ihres Seins, die allerdings kein Naturwissenschaftler besitzt, genau vorauszuberechnen. Diese Art der Wirkung entspricht allein dem Sein des Stoffes. Durch sie unterscheidet er sich vom Lebendigen, das eine gewisse Spontaneität besitzt, die nicht mehr reine Funktion aller augenblicklichen Ursachen ist. Schon eine Pflanze nimmt nicht so viel Nahrung auf, wie gerade vorhanden ist, sondern was und wieviel sie braucht. Der Stoff dagegen wirkt immer mit dem Gesamt seines Seins zusammen mit allen stofflichen Ursachen. Er kann seine Kraft nicht zurückhalten und sie dann im günstigen Augenblick zusammengeballt verausgaben; das kann nur das Leben. Für den Stoff ist jeder Augenblick und darum kein Augenblick der günstige. Hier handelt es sich um Wesensunterschiede, an denen wir Stoff und Leben unterscheiden. Dem Stoff einen wirklichen Indeterminismus zuschreiben, hieße den Unterschied zwischen Lebendigem und Unlebendigem, ja zwischen Freiem und Unfreiem verwischen. Es wäre nichts dabei gewonnen.

Mit der Unmöglichkeit eines stofflichen Indeterminismus ist aber auch jede Finalität im rein stofflichen Geschehen ausgeschlossen. Finalität setzt immer mehrere Möglichkeiten natürlichen Benehmens voraus, aus denen die gewählt wird, die mit einem vorgesezten Ziel im Einklang steht. Wo die Gesamtheit der Wirkursachen alles determiniert und somit nur eine Möglichkeit läßt, kann von zielbestimmtem Geschehen nicht mehr die Rede sein. Dem Mittelalter lag die finale Erklärung auch des stofflichen Geschehens nahe, weil es einen gewissen Indeterminismus festzustellen glaubte. Mit der heutigen Naturauffassung ist sie unvereinbar. Ein Ziel macht sich dadurch geltend,

³ Vgl. unsere „Erkenntnistheorie“, Kap. 27: Die Naturwissenschaften.

daß es die Wirkursachen lenkt und sie so nicht zu der Auswirkung kommen läßt, die sie ohne dieses Ziel aus sich allein erreicht hätten. Aus sich fällt der Staub wahllos auf alle Gegenstände; die zielhafte Handlungsweise des Menschen kehrt ihn zusammen und bringt ihn dahin, wo er keinen Schaden anrichtet.

Mit der Festlegung auf den stofflichen Determinismus scheinen wir aber die Tür zugeschlagen zu haben, durch die das Wunder in die Welt Eintritt finden konnte. Und die Naturwissenschaftler werden glauben, sie hätten recht, wenn sie sagen, es gibt keine Ausnahme von den Naturgesetzen, also keine Wunder. Haben wir doch oben das gleiche behauptet. In Wirklichkeit haben wir aber nur gesagt, daß es keine Ausnahmen gibt, wie sie das Mittelalter für möglich hielt, also grundloses Zurückbleiben hinter der gewöhnlichen Wirkungsweise. Das gibt es nicht: verschiedenes Geschehen bei gleichem Gesamt der Wirkursachen gibt es nur im menschlichen Bereich und in wesentlich abgeschwächter Form auf dem Gebiete des Lebendigen; darum lassen sich hier auch keine exakten Gesetze aufstellen. Aber ein Wunder ist etwas ganz anderes. Ein Wunder ist ein Eingreifen Gottes in das natürliche Geschehen, um vorläufig den gewohnten Ausdruck Eingreifen beizubehalten. Schließen die Naturgesetze und der Determinismus des Naturgeschehens, auf dem ihre allgemeine Geltung beruht, dieses Eingreifen aus?

Was sagen die Naturgesetze? Sie bedeuten, daß die Stoffdinge eine bestimmte Art zu wirken haben, die mit ihrem Sein gegeben ist und nur von ihm abhängt, und daß sie immer und überall auf die gleiche Weise wirken, weil sie ihr Sein nicht besitzen, nicht frei in den eigenen Händen tragen, wie der Mensch dies bis zu einem gewissen Grad tut. Daraus folgt, daß man ihre Wirkungsweise quantitativ genau voraussehen kann. Wer also auf das Sein der Naturdinge keinen Einfluß hat, der kann auch ihre Wirkungsweise nicht ändern. Eine solche Macht ist aber wie allen Geschöpfen, so auch dem Menschen versagt. Er kann die Wirkungsweise des Stoffes weder ändern noch aufheben. Alles, was er kann, ist dies, daß er noch neue Kräfte einschalte, so daß das vereinte Ergebnis aller seiner Absicht entspreche. Wenn er ein Stoffding am Fallen verhindern will, kann er es nicht einfach der Schwerkraft entziehen, er kann es nicht frei in der Luft schweben machen. Er kann aber durch Unterschieben einer Unterlage den Fall in Druck verwandeln. Er kann durch schnelles Vorwärtsgleiten einer schiefen Ebene auf den Luftmassen eine Aufwärtsbewegung erzeugen, die den Fall des Flugzeugs ausgleicht. Unser Tun in der Natur kommt immer auf einen solchen Ausgleich von Wirkungen hinaus; die Wirkungsweise der Ursachen selbst können wir nicht ändern. Und bei diesem Ausgleich rechnen wir mit dem absoluten Determinismus des Stoffes.

Anders wäre es, wenn wir auf das Sein der Stoffdinge einen unmittelbaren Einfluß hätten, wenn wir fähig wären, es von innen sozusagen umzugestalten und es so zu neuen Wirkungen fähig zu machen. Solches kommt nun in der Tat vor. Durch den Eintritt in einen lebendigen Organismus erhält der

Stoff Fähigkeiten, die er aus sich nicht hat: die Fähigkeit, die eigene Form gegen die äußeren Ursachen durchzusetzen, Schäden auszubessern und sich fortzupflanzen. Hier wird der Stoff durch die Verbindung mit einer Wirklichkeit, die über das Mechanisch-Stoffliche hinausgeht, eben vom Leben, gleichsam über seine eigene Seinsstufe hinausgehoben. Aber diese Umwandlung ist nur innerhalb gewisser Grenzen möglich und an bestimmte, allerdings nicht mehr ganz starre Lebensgesetze gebunden, die vom Leben nicht überstiegen werden können.

Es gibt kein Naturgesetz, das sagt, daß der Stoff nicht vom Leben erfaßt und dann der Wirkungsweise des lebendigen Stoffes fähig werden könnte. Die geschlossene Naturkausalität als ein mechanisches Geschehen ist vom Leben und mehr noch von der menschlichen Freiheit her durchbrochen, ist zu diesen höheren Seinsstufen offen. Nur unlebendiger Stoff ist solcher Wirkungsweise unfähig; das ist ein Gesetz. Aber es gibt auch kein Naturgesetz, das mit Recht behaupten würde, Gott könne das Sein des Stoffes nicht unmittelbar so ändern, wie er es wolle — vorausgesetzt, daß dieser Gott ein Seiendes persönlicher Seinsweise, also von absoluter Freiheit ist. Als Schöpfer gibt er ja dem Stoff in jedem Augenblick das Sein, und er gibt es so, wie er es will, genau so. Das Sein des Stoffes mit seinem Determinismus, mit seiner mechanischen Wirkungsweise, ist in jedem Augenblick der Ausdruck seines allmächtigen Willens. Alle endliche Ursächlichkeit ist zu seiner Macht hin in einer absoluten und unvergleichlichen Weise offen. Wer wollte Gott verbieten, einmal dieses Sein in einem bestimmten Punkt anders zu wollen als gewöhnlich? Ein Naturgesetz, eine abstrakte, aus sich ohnmächtige Formel? Es gibt allerdings Redeweisen, die, wollte man sie wörtlich nehmen, voraussetzen, daß die Naturgesetze so etwas wie eine ewige und von allem unabhängige Macht sind, die das Naturgeschehen bewirkten. Aber nur philosophische Naivität — die leider auch durch ein großes physikalisches Wissen nicht notwendig ausgeschlossen wird — könnte im Ernst eine solche Auffassung halten. Ob es einen solchen Gott gibt, dafür ist die Naturwissenschaft nicht zuständig. Als Naturwissenschaft beweist sie weder dafür noch dagegen. Die Frage ist rein philosophisch und theologisch und soll hier nicht erörtert werden.

Sehen wir die Frage vom Sein Gottes her an. Die Möglichkeit von Wundern leugnen, heißt in Abrede stellen, daß Gott über alle endlichen Seienden frei und absolut verfügt, weil ihr Sein ganz von seiner Macht abhängt. Damit lehnt man aber einschlußweise die Freiheit, die persönliche Seinsweise Gottes überhaupt ab und mit ihr auch die Schöpfung und Erhaltung der Welt. Zu einem unpersönlichen Gott kann man sich aber nicht mehr religiös verhalten. Es hat so wenig Sinn, zu ihm zu sprechen, ihn zu bitten, zu loben, ihn gar zu lieben, als man eine Lawine durch Zureden in ihrem Sturz aufhalten kann, als es Sinn hat, daß der Mechaniker im Ernst den Motor auffordert, sich nun nett aufzuführen und sich vor jeder Panne in acht zu nehmen. Die Möglichkeit der Wunder einfach leugnen, heißt das Weltgeschehen zu einem not-

wendigen Ablauf machen, in den der Mensch mit seiner armseligen und schwachen Freiheit hilflos und rettungslos hineingeworfen ist, so wie gewisse Spielarten der Existenzialphilosophie uns glauben machen wollen. Ein so ohnmächtiger Gott, ohnmächtiger als der Mensch, ist kein Gott.

Aber dem Physiker ist bei all dem noch nicht ganz wohl. Er fürchtet, daß damit die Naturgesetze doch umgestoßen werden. Im Laboratorium genügt ja eine einzige Ausnahme, um zu zeigen, daß ein bisher angenommenes Gesetz falsch war. Das wäre nun der Fall, wenn die Wunder auf Schritt und Tritt wahllos und ziellos geschähen. Aber daß dies nicht der Fall ist, zeigen die Tatsachen; daß es nicht der Fall sein kann, beweist folgende Überlegung: Für Gott bedeutet das Wunder nicht etwas Besonderes, gar eine besondere, außergewöhnliche Anstrengung. Das Wunder ist nicht schwerer als die Schöpfung und ständige Erhaltung des kleinsten Atoms. Gott hat auch nicht nötig, Wunder zu wirken, um Fehler des Weltlaufs auszugleichen, gleichsam dessen unvorhergesehene Pannen zu reparieren. Nichts im Weltall, aber auch absolut nichts ist oder geschieht ohne ihn, ohne seine Mitwirkung.

Warum wirkt Gott dann Wunder? Damit wir ihn besser erkennen als das, was er in Wirklichkeit ist. Daß er ist, daß er allmächtig ist, das ergibt sich an sich schon aus dem regelmäßigen Geschehen; aber es bleibt da doch eine Schwierigkeit, die an unserer Weise zu erkennen liegt. In der Welt sehen wir unmittelbar nur die endlichen Ursachen: als innerweltliche Erklärung reichen diese Ursachen vollständig zu, und nichts ist neben ihnen zu suchen. Gottes Wirken liegt nicht neben ihnen, sondern besteht darin, daß er den endlichen Ursachen jeden Augenblick Sein und Wirkkraft verleiht. Damit legen sich aber diese Ursachen wie ein Schleier über ihn und verbergen ihn, vor allem sein personhaftes Sein.

Denn das Dasein eines Menschen, des einzigen persönlichen Seienden, das uns begegnet, zeigt sich in einem eigentlichen Eingreifen in das Naturgeschehen durch freie Lenkung der natürlichen Ursachen. Die Dinge verlaufen durch dieses Eingreifen anders, als es ohne sie geschähen wäre. Ohne das Eingreifen des Menschen gäbe es weder Häuser noch Maschinen noch all das, was zur Kultur gehört. Überall, wo wir ein zielgelenktes Tun wahrnehmen, schließen wir wie im Fall der vorgeschichtlichen Steinwerkzeuge auf Tätigkeit und Dasein des Menschen, eines freien, nach Zwecken handelnden Seienden. So kommt es, daß Gott als persönlicher Gott uns am klarsten und unmittelbarsten begegnen würde, uns sozusagen persönlich anspräche, wenn er selbst auch „eingriffe“ und etwas am natürlichen Verlauf änderte. Nun sagten wir aber schon, daß Gottes Wirken nie ein Eingreifen im menschlichen Sinne bedeutet, weil Gott in allem wirkt und ohne sein ständiges Wirken nichts geschieht. Es ist bei ihm nicht wie beim Menschen, daß es schon vor ihm und unabhängig von ihm endliche Ursachen gäbe, die er nur lenkte, und die dann nach seinem Eingreifen ihre natürliche Wirkungsweise und Unabhängigkeit wiederfänden. Wenn also Gott, ein Wunder wirkend, das Sein der Dinge selbst ändert, so greift er nicht ein. Aber für uns erscheint es wie ein besonderes

persönliches Dazwischentreten, und darin erfassen wir dann staunend und anbetend seine persönliche Gegenwart.

Daß Gott Wunder wirkt, bedeutet demnach nur eine Anpassung an die Enge und Schwäche unseres Erkennens. Ein Wunder ist seiner Natur nach eine Offenbarung der Liebe Gottes und kann nur in dieser Absicht geschehen. Niemals als Schaustück, als spielerisches Herumhantieren an der Natur; auch nicht aus Launenhaftigkeit; Gott hat keine Launen, die ja die unvernünftige Unstetigkeit unseres Gefühllebens bedeuten. Solche Vorstellungen sind Gottes unwürdig. Darum kann ein Wunder nur aus religiösen Absichten erfolgen. Gottes Persönlichkeit soll offenbar werden, und diese Persönlichkeit ist reine Liebe. Deswegen sind die Wunder auch immer helfende Taten der Liebe. Aus dem gleichen Grunde sind sie irgendwie an die Gegenwart eines heiligen Menschen geknüpft. Dieser Art sind alle Wunder, die uns das Neue Testament berichtet. Die Wunder des Alten Testamentes kehrten, entsprechend den Erziehungsabsichten Gottes, mehr die Seite der unendlichen Macht dieser Liebe hervor, weil sonst der Mensch, wie er es ja auch so noch tut, die wahre Offenbarung der Liebe als Ohnmacht mißverstanden und sie nicht als das unglaubliche Überströmen der göttlichen Liebesbarmherzigkeit über alle menschlichen Begriffe von Größe und Herrlichkeit erkannt hätte.

Der Physiker braucht also weder zu erwarten noch zu befürchten, daß in seinem Laboratorium je ein Wunder seine Experimente verwirre. Die Naturgesetze bleiben bestehen als Ausdruck der natürlichen Wirkungsweise des Stoffes; das Wunder setzt diese sogar voraus. Der Techniker kann seine Berechnungen mit dem Vertrauen anstellen, die sie aus ihrer Natur verdienen. Kein Wunder wird die Tragfähigkeit seiner Gerüste herabmindern und so Katastrophen herbeiführen. Gott ist kein böser Kobold. Selbst dafür wird er kein Wunder wirken, daß der Mensch sich den Anstrengungen entziehe, die er zu seinem eigenen Besten auf sich nehmen muß, noch wird er vor seinen Füßen alle Schwierigkeiten wegräumen. Dadurch würden die Absichten des Wunders ins Gegenteil verkehrt; der Mensch würde in seiner natürlichen Scheu vor Arbeit und Opfer bestärkt und käme von Gott weg, statt seiner auf neue Weise innezuwerden. Nur als Zeichen der immerwährenden Gegenwart einer personhaften Liebe, der der Mensch begegnen soll, ist das Wunder Gottes würdig. Es ist deren Ausdruck, menschlichem Erkennen gnädig sich anpassend, wie das regelmäßige Geschehen Offenbarung seiner Macht ist. Sein Sinn ist: Wir sollen uns durch die Unpersönlichkeit des stofflichen Geschehens nicht täuschen lassen; wir sollen nicht meinen, es genüge letztlich in seiner uns unzugänglichen Tiefe sich selbst, weil es auf der vordergründigen Ebene des endlichen Geschehens lückenlos verläuft. Wir sollen lernen, auch in ihm die Offenbarung Gottes zu sehen, und wissen, daß Gottes Weisheit auch das mechanische Geschehen ohne Wunder zum Besten derer lenken kann, die ihn lieben. Seine Gegenwart leuchtet uns an einzelnen besonderen Stellen auf, nicht weil Gott nur da zu finden wäre, sondern damit wir uns daran gewöhnen,

in dieser Gegenwart so ständig und so vertraut zu leben wie das Kind in der hegenden Nähe seiner Mutter. Dann hat es seine Absicht erreicht.

Schließlich sind die Wunder nur die Vorausnahme für einen kurzen Augenblick jener Herrlichkeit, die kein Auge gesehen und kein Ohr gehört, das Aufflammen der Verklärung, die die Erwählten erwartet, der überraschende Durchbruch dessen, was die Schrift als neuen Himmel und neue Erde bezeichnet (Is 65, 17; 2 Petr 3, 13; Offb 21, 5), die neue Existenz, von der wir hienieden nur in Bildern und Gleichnissen reden können, und die, am irdischen Geschehen gemessen, ein ständiges Wunder sein wird. Alles wird da offenbar werden, als getragen und durchströmt von dem fließenden Licht der unsagbaren Liebe Gottes.

Falscher und echter Unendlichkeitsdrang

Von GEORG SIEGMUND

Es gibt Aussprüche, die so treffend die Zeichen einer Zeit zum Ausdruck bringen, daß sie deshalb nicht vergessen werden. Sie sind den Menschen, die im Bannkreis des Geistes einer gewissen Zeit stehen, „aus der Seele gesprochen“ und bringen auf eine prägnante Formel, was sonst unausgesprochen den einzelnen beherrscht. Zu diesen klassischen Äußerungen gehört G. E. Lessings Wort vom Jahre 1778, in dem er erklärt, er wähle lieber den Trieb nach Wahrheit als die Wahrheit selbst. „Nicht die Wahrheit, in deren Besitz irgendein Mensch ist oder zu seyn vermeint, sondern die aufrichtige Mühe, die er angewandt hat, hinter die Wahrheit zu kommen, macht den Werth des Menschen. Denn nicht durch den Besitz, sondern durch die Nachforschung der Wahrheit erweitern sich seine Kräfte, worin allein seine immer wachsende Vollkommenheit besteht. Der Besitz macht ruhig, träge, stolz ——. Wenn Gott in seiner Rechten alle Wahrheit, und in seiner Linken den einzigen immer regen Trieb nach Wahrheit, obschon mit dem Zusatze, mich immer und ewig zu irren, verschlossen hielte und spräche zu mir: wähle! Ich fiel ihm mit Demuth in seine Linke und sagte: Vater gieb! die reine Wahrheit ist ja doch nur für dich allein!“ (Lessing, Werke Bd. II, 1864, 319.)

Aus diesem Wort hat der moderne Mensch männliche Entschlossenheit, unerschütterlichen Mut herausgehört; in dem Besitz der Wahrheit wird träge Behäbigkeit und Ersterben des lebendigen Wahrheitsuchens gewittert und deshalb lieber in dem „immer regen Trieb nach Wahrheit“ das „Sich immer und ewig irren“ statt der Wahrheit selbst gewählt. Dieser Trieb des ewigen Wahrheitsuchens, in dem der Verzicht auf die Wahrheit selbst mit eingeschlossen ist, ist zu dem viel gerühmten faustischen Drang geworden, der dem Menschen des letzten Jahrhunderts Ersatzreligion wurde, wie ihm ja Goethes „Faust“ das heilige Buch, seine Bibel war.

In der Unruhe des Fragenmüssens, das den faustischen Drang ausmacht, weiß sich der einzelne in seinem Selbst geweckt. Vor dem Einsetzen der Unruhe waren die grundlegenden Bezüge in ungefragter selbstverständlicher Gültigkeit. Mit dem Erwachen der Unruhe wird er in neuer Weise „Persönlichkeit“. Jeder Mensch ist Person, insofern ihm die Fähigkeit zur Selbst-